

**Zeitschrift:** Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins  
**Band:** 28 (1944)  
**Heft:** 7-8

**Artikel:** Vom Zungern-R und Rachen-R  
**Autor:** Behrmann, Fr.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-419932>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 19.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

sprache bringen in allgemeinen Betrachtungen wie anhand guter und — weil das meistens stärker wirkt — namentlich anhand schlechter Beispiele, also eines sprachlichen Schandpfahls. Sie soll auch weiterhin für die Geltung der deutschen Sprache eintreten, wo sie berechtigt ist, und unberechtigte Hintanzetzung bekämpfen, wo sie beobachtet wird. Je nach Bedürfnis könnten den Buchdruckern, Kaufleuten, Lehrern, Beamten usw. einzelne Seiten eingeräumt werden. Der Briefkasten würde ausgebaut, die Besprechung sprachlicher Hilfsmittel vermehrt. Noch mehr Aufmerksamkeit als bisher könnte der Mundart gewidmet werden durch Hinweise auf guten und Bekämpfung schlechten Gebrauchs. Das Vereinsmäßige würde auf das Notwendigste beschränkt.

Aber das kostet ja noch mehr Geld als eine ausgiebige Vermehrung der Zahl der Nummern oder die Verstärkung ihres Umfangs in der bisherigen Zahl, und bisher wagten wir keins von beiden, weil wir sonst den Jahresbeitrag hätten erhöhen müssen. Wie reimt sich das?

Eine ansehnliche Einsparung könnten wir erreichen, indem wir unsere „Jährliche Rundschau“ in der Zeitschrift aufgehen lassen in der Weise, daß ihr Inhalt auf die monatlichen Hefte verteilt würde. Aber auch so ginge es nicht ab ohne Erhöhung des Jahresbeitrages, und zwar, wie sorgfältige Berechnungen und vorläufige Verhandlungen mit einem rührigen Verleger (Paul Haupt in Bern) ergeben haben, von 4 auf 6 Fr. Aber eine Erhöhung wäre eigentlich schon nötig gewesen, als wir mit den „Mitteilungen“ von 6 auf 8 Nummern gingen, und wäre ohnehin nicht länger zu vermeiden. Das vorgesehene Maß von 2 Franken entspricht ziemlich genau der Vermehrung dessen, was wir bieten. Und wenn unsere Mitglieder jeden Monat ein stattliches Heft in die Hand bekommen, in dem ihre Muttersprache nach allen Richtungen gepflegt wird, in dem sich das gesamte deutschschweizerische Sprachleben spiegelt, das ihnen Belehrung bringt in strittigen sprachlichen Fragen und offenbare Schäden und Torheiten bekämpft (gelegentlich in einer „heiteren Ecke“), so hoffen wir — ohne die Bedeutung der 2 Franken zu unterschätzen —, sie werden aus Liebe zu unserer Muttersprache die verhältnismäßig kleine Mehrausgabe auf sich nehmen und uns treu bleiben, uns aber auch neue Freunde gewinnen helfen. Wir rechnen auch auf allerlei Fachvereine, öffentliche Lesesäle, Lehrerzimmer — die Muttersprache ist doch das geistige Hilfsmittel, dessen sich alle bedienen, in dessen Gebrauch man aber nie ausgelernet hat.

Der Vorstand hat nach gründlicher Beratung beschlossen, der nächsten Jahresversammlung in diesem Sinne Antrag zu stellen. Wir bitten aber unsere Mitglieder schon jetzt, sich mit Zustimmung oder Bedenken zu äußern, damit wir Stimmung und Ansichten einigermaßen kennen lernen. Sie können das in persönlichem Schreiben oder in diesem Blatte tun; wir sind für alles dankbar.

## Vom Zungen-R und Rachen-R

In einem im Deutschschweizerischen Sprachverein gehaltenen Vortrag über die schweizerische Aussprache des Schriftdeutschen wies Armin Ziegler darauf hin, daß sich in der Umgangssprache das Rachen-R auf Kosten des Zungen-R immer mehr durchsetze. Dies ist zweifellos eine Tatsache. Es gehört zum guten Ton, sein gepflegtes Schriftdeutsch-Sprechen mit dem Rachen-R zu beweisen. Früher hörte man es vor allem in den Familien der alten Stadtaristokratien; heute taucht es auf bei Gebildeten jeglicher Gattung. Da das Theater (heute auch das Kino) von jeher einen Einfluß auf die Sprechweise des Volkes ausübte, ist es nicht verwun-

derlich, wenn wir feststellen, daß heute immer weniger Schauspieler in den Theatern unserer Schweizer Städte das Zungen-R gebrauchen.

Hinter dieser so eigenartigen, für jedermann offen da liegenden Entwicklung offenbaren sich sehr bedeutsame geistige Tatsachen. Wir erkennen ja deutlich, daß das Rachen-R in der Regel nicht auf dem Lande, sondern nur in den Städten gesprochen wird. In den Städten wiederum erscheint es am häufigsten in den Schichten der Gebildeten. Das Rachen-R kommt dem Bedürfnis des heutigen Menschen nach „Rationalisierung“ entgegen; auch im Sprechen soll der Kraftaufwand möglichst gering sein. Das Rachen-R tönt blasser, spricht sich aber müheloser. Je mehr man die Sprache nur als Verständigungsmittel, als Einrichtung zur Vermittlung von Worten und Gedanken, und nicht mehr als Träger geistig-schöpferischer Wirklichkeiten ansah, um so mehr mußte das klangvolle Sprechen, an dem das Zungen-R wesentlichen Anteil hatte, weichen vor einem klanglosen, gedankenblassen Sich-Verständigen. Der Streit der Scholastiker um Nominalismus oder Realismus hat sich bereits schicksalsmäßig entschieden zugunsten des Nominalismus, das heißt: Worte werden nicht mehr als Hüllen für etwas Geistig-Lebendiges aufgefaßt, sondern nur noch als Namen, Bezeichnungen, die mit den sie bezeichnenden Sachen nicht das Geringste zu tun haben.

Man redet heute vom sogenannten Intellektualismus, jener Bewußtfeinhaltung, die auf der einen Seite die vielfältigsten und scharfsinnigsten Bewegungen des Verstandes vornimmt, aber auf der andern Seite ganz unabhängig, ja sogar im Widerspruch zu den Wirklichkeiten des Lebens stehen kann. Seit dem 15. Jahrhundert läßt sich eine stetig wachsende Ausbreitung dieses Intellektualismus wahrnehmen. Ein äußeres Kennzeichen für diese Entwicklung finden wir in der Zunahme des Rachen-R. Der Franzose mit seinem eher gemütsarmen, zur scharfen Betätigung des Verstandes neigenden Wesen hat das Zungen-R schon früh abgeschafft. Aber selbst in Frankreich zeigt sich daselbe wie bei allen europäischen Völkern, nämlich daß dort, wo die ursprünglichen Kräfte des Volkstums noch lebendig sind, das Rachen-R unbekannt ist. Der Nicht-Intellektuelle spricht in der Regel Zungen-R. Nur Menschen, die von der Intellektkultur der Großstädte berührt wurden, neigen zum Rachen-R. Gewiß, es gibt Ausnahmen, aber sie verschwinden vor den übrigen Tatsachen.

Das Zungen-R vermag die Laute im Munde nach vorn zu werfen. Dadurch tritt die Wortgestalt lebendiger in Erscheinung, die Konsonanten erhalten Farbe und Glanz. Das menschliche Innenleben tritt unter der Wirkung des Zungen-R deutlicher hervor. Anders das Rachen-R. Es hält den seelischen und geistigen Gehalt der Worte zurück, es hilft die Seele verbergen und dient mehr nur der reinen Wortvermittlung. Im Zungen-R liegt die Gefahr des falschen Pathos, darum möchte man es vermeiden. Aber man saugt damit zugleich das Blut aus der Sprache. Aus dem farbigen Sprechgemälde wird eine blasse technische Sprechzeichnung.

Vor Jahrtausenden ist das Sprechen ein Handeln und Wirken gewesen. Die Worte konnten bannen oder lösen, heilen oder verfluchen; in ihnen lebten die Götter. Der Glaube, Krankheiten durch „Besprechen“ heilen zu können, ist ein letzter, krankhafter Rest von Fähigkeiten, die einstmals bestanden haben und berechtigt waren. Die bewußte Pflege der Laute, und im besonderen des Zungen-R, kann uns dazu helfen, den erstorbenen Sprachleib wieder zu beleben und die im Grabe des Verstandes versunkenen geistigen Wirklichkeiten von innen her auferstehen zu lassen. Der



Intellektualismus hat seine Spitze schon erreicht. Die tote Begriffssprache, die sich im Rachen-R offenbart, hebt an, sich zu verwandeln in ein Reden mit „neuen Zungen“, in ein Sprechen, von dem heilende, umgestaltende Wirkungen ausgehen bis in die Leiblichkeit hinein. Was der göttliche Mensch gesagt hat, wird dann immer mehr zutreffen: „Die Worte, die Ich rede, sind Geist und Leben.“ Dr. Fr. Behrmann.

## „Marisa“ und das hohe Bundesgericht

Art. 69 der Verordnung über den Zivilstandsdiensft bestimmt: „Vornamen, die die Interessen des Kindes offensichtlich verletzen, werden zurückgewiesen.“ Nun wollte dies Frühjahr ein Herr Moser, wohnhaft irgendwo in Seldwyla, seine neugeborene Tochter „Marisa Christine“ taufen. Der Zivilstandsbeamte sagte „nein“ und weigerte sich, den Namen Marisa in die Register einzutragen, gestützt auf die oben erwähnte Gesetzesbestimmung. Der Vater führte Beschwerde, und der Regierungsrat gab dem Zivilstandsbeamten recht, u. a. mit der Begründung, der Name sei weder im Namenverzeichnis des Schweizerischen Verbandes der Zivilstandsbeamten noch im schweizerischen Idiotikon aufgeführt. Er sei durch Verstümmelung anderer Namen (Maria Elisabeth?) entstanden. Der Vater der Marisa gab sich damit nicht zufrieden und verlangte den obersten Entscheid des Bundesgerichtes; das Bundesgericht gab dem Vater recht und schenkte dem Kinde als erstem Schweizermädchen den traumhaft schönen Namen „Marisa Christine“. Unsere Leser sollen auch die Begründung des Bundesgerichtes kennen: „Art. 69 der Verordnung über den Zivilstandsdiensft erlaubt den Registerbehörden auch nicht, einen neuen Namen allein aus philologischen oder ästhetischen Gründen abzulehnen. Ob „Marisa“ eine Verstümmelung hergebrachter Namen oder eine „üble Geschmacksverirrung“ sei, wie der Regierungsrat geltend macht, ist also nicht maßgebend. Inwiefern aber der Name „Marisa“ irgendwelche Interessen des Kindes offensichtlich verletzen könnte, ist nicht einzusehen.“

Wer hat recht? Sicher wäre der Name „Maria Elisabeth“ wohlklingender und sinnvoller als das Kurzwort „Marisa“. Vornamen sind nun einmal keine Firmennamen; eine Kurzform „Marisa AG.“ könnten wir uns wohl denken, z. B. für eine Haute Couture oder einen Salon de Beauté!

F. C.

## Vom Büchertisch

Alfred Kring: *Das Wort zwischen Babel und Pfingstwunder*. Sprachliche Weltwanderfahrten kreuz und quer durch Rede und Schrift. XI, 143 S. Brosch. Fr. 6.—, gebunden Fr. 7.50.

In zwei „Büchern“ machen wir mit dem Verfasser vier große Weltfahrten. Diese wahrhaftigen sprachlichen Abenteuerfahrten erleben wir in solcher Spannung und so mühelos wie einen Film. Die Wirkung aber und der Nutzen dieser Erlebnisse ist weit größer und nachhaltiger. Das Buch ist so reichhaltig, daß es hier nicht möglich ist, den Inhalt auch nur kurz wiederzugeben. Hingegen wollen wir uns mit seinem Geist und Gehalt näher befassen.

Kring ist ein Liebhaber der Sprachwissenschaft, ein genialer Dilettant. Seine Sprach„forschung“ hat aber ihre ganz besondere Note. Er beginnt sein Werk bezeichnenderweise mit den sprachlichen Weltverkehrsbrücken (Esperanto, Lateinisch, Lingua franca, Hindustanisch usw.). Sie sind ihm ganz besonders lieb! — Beim Gange durch die Sprachgebiete Europas kommt es ihm vor allem darauf an, zu zeigen, daß die heutigen Ländergrenzen (vor 1939) keine einheitlichen Sprach-

gebiete umschließen, sondern daß fast überall Menschen verschiedener Zunge ein gleiches Vaterland lieben, daß also die Sprachen an sich kein Element der Trennung sind, sondern nur künstlich dazu gemacht werden. Die Sprache soll wie von Mensch zu Mensch so auch im Leben der Völker „Künderin und Bänderin der Herzen“ sein. — Dieser Geist der Völkerverehrung berührt jeden Sprachfreund wohlthuend. Im Angesichte der europäischen Wirklichkeit (gerade zwischen 1918 und 1939) sind Kring's Ausführungen aber doch zu optimistisch. Noch stärker zweifeln wir an der Ansicht des Verfassers, daß der Sprachgeist der Europäer einer immer innigeren Verschmelzung des Wortschatzes entgegendränge und daß wir uns, wenn auch vorerst auf landessprachlicher Grundlage, einem „neuropäischen Idiom“ nähern. Als Beweis für diese Lehre dienen ihm vor allem die vielen neuen Wörter, die allen Europäern gemeinsam sind (Gemeinwörter) wie Auto, Radio, Technik usw. Sie sollen bereits zahlreicher sein als die Summe der Wörter, deren der Durchschnittsmensch bedarf. Kring verteidigt daher die gangbaren Fremdwörter, die nach ihm keineswegs fremd sind, und greift die Sprachreiner aufs schärfste an. — Mag das gut europäisch und mag das übernationale Idiom wirklich im Anzug sein, so ist doch auf alle Fälle bedauerlich, daß der Verfasser — vermutlich ein Deutscher — jenes uns überlieferte, kostbare abendländische Gedankengut überhaupt nicht zu kennen scheint, das die Völker- und Sprachindividuen in ihrer Eigenart als hohe Werte auffaßt, die es zu bewahren und rein zu erhalten gilt, soll die Welt reich und schön bleiben.

Kring möchte auch in die Rechtschreibung die Fahne des Amtsurzes hineinragen. Als Vorbild dient ihm die spanische Rechtschreibung, die sich an nichts anderes hält als an den gesprochenen Laut. Am schlimmsten daran ist wohl die englische. Aber auch die deutsche ist veraltet, haben wir doch vielfach mehrere Zeichen für ein und denselben Lautwert, wie ph, v und f; aa, ah und a usw. Auch die Großschreibung der Dingwörter soll natürlich abgeschafft werden, und was dergleichen Umgestaltungen mehr sind! Man erschrickt, wenn man daran denkt, daß wir das Schriftbild unserer eigenen Sprache kaum wiedererkennen würden. (Aber etwas Verlockendes hat die Sache tatsächlich an sich: wenn man sich z. B. überlegt, daß sch, tsch, ch usw. nach östlichen Vorbildern einfacheren Kennzeichnungen wie š, č, ģ weichen könnten!) Die heutige Zeit ist auf jeden Fall noch nicht reif für solche Wandlungen. Ausgeschlossen ist es nicht, daß in der Zukunft einmal eine allgemeine Umwertung der Werte auch solchen Entwicklungen zum Durchbruch verhelfen könnte. — Zu alledem paßt es denn auch, wenn uns Kring die chinesische Schriftsprache als Verständigungsmittel der Zukunft in Aussicht stellt, wobei alle Völker zwar ihre eigene Sprache (Laute) beibehalten, aber für Begriffe gleichen Inhalts die gleichen chinesischen Zeichen gebrauchen würden, „auf daß jene Strafzeit, die der Menschheit zu Babel auferlegt ward, nicht ewig währe, sondern ihrem Ende zugehe“.

Jeder Sprachfreund lese dieses außerordentliche, so unterhaltsame wie lehrreiche und kämpferische Buch! — *Wesen und Würde der Mundart*. Von Georg Thürer. Schweizer-Spiegel-Verlag. 56 S. Geh. Fr. 2.80.

Der Verfasser hat den Vortrag, von dem in unserer Rundschau 1943 S. 20 auf Grund eines Zeitungsberichtes die Rede war, erweitert im Druck herausgegeben, und wir möchten das anmutige Büchlein lebhaft empfehlen. Aber hat es denn heute die Mundart noch nötig, empfohlen zu werden? Geschieht nicht schon eher zuviel zu ihrem Lobe? — Was dem Freund der ganzen deutschen Sprache, der